

Grabräuber

# Scherben und Splitter

**Arbeitslose Palästinenser plündern historisch kostbare Gräber und leben vom Erlös.**

**A**hmed schiebt den Arm durch die Schlaufe des Metallspürgeräts und beginnt zwischen Olivenbäumen und Zypressen die Telleronde über den Boden zu bewegen. Binnen Sekunden fängt das Gerät an zu pfeifen. Die Nadel auf der Armatur hält zitternd zwischen den Markierungen „Silber/Nickel“.

„Jalla, laßt uns anfangen“, sagt Ahmed zu seiner Crew, und trotz der Mittagshitze hacken die Männer blitzschnell den staubigen Boden auf.

Eile ist angebracht: Die Männer sind Grabräuber auf der Suche nach Schätzen der Vergangenheit – Vasen, Kultgegenständen, Tonkrügen, Statuen, Münzen, Gläsern. Der baumbestandene Hügel im Westjordanland, der jahrhundertlang besiedelt war, ist durch Löcher und Schächte zerfurcht; zwischen Geröll und Felsen liegen Knochensplinter und Tonscherben.

„Das ist eine Katastrophe“, klagt Hamid Salim, 34, Archäologe an der palästinensischen Universität Bir Seit, „früher war Grabraub ein heimliches Gewerbe, ausgeübt im Schutz der Dunkelheit, jetzt ist daraus ein richtiger Beruf geworden.“

Das verheerende Wühlen läßt sich nicht mehr stoppen. In allen 270 Dörfern des Westjordanlands gibt es nach Angaben seiner Fakul-

tät organisierte Schatzräuber. Ähnlich sieht es im Gazastreifen aus. Ausgräberbanden reisen durch die von Israel besetzten Gebiete und fahnden nach vielversprechenden Fundstellen. Die Landbesitzer, zuweilen auch die Dorfvorsteher, verdienen mit.

In den arabischen Zeitungen Ost-Jerusalems wird offen für Metalldetektoren Reklame gemacht. Clevere Unternehmer vermieten die Geräte stundenweise an jene, die sich die 1500 bis 3000 Dollar teuren Sonden nicht leisten können. „Es ist eine richtige Industrie“, klagt der Archäologe Salim.

Gefördert wird die Invasion der Grabräuber durch Israels Entscheidung, Palästinensern aus dem besetzten Westjordanland und dem Gazastreifen den Zugang in den jüdischen Kernstaat zu verbieten. Obwohl die Sperre gelockert worden ist, bedeutet der vor über drei Monaten verhängte Bann, daß etwa 60 000 Palästinenser ihren Broterwerb verloren.

„Früher arbeitete ich in einem Restaurant in Tel Aviv und verdiente 150 Schekel (rund 90 Mark) täglich“, erzählt ein arbeitsloser junger Mann, gestützt auf seine Spitzhacke, „hier komme ich auf 40 oder 50 Schekel, das langt für das Nötigste.“

Das Plündern von Gräbern hat im Nahen Osten Tradition, und das seit Jahr-

tausenden. Spuren dafür finden sich nicht nur in den prächtigen Bestattungskammern von Ägyptens Pharaonen, sondern auch in den Grabhöhlen und Sarkophagen Palästinas.

Das „zweitälteste Gewerbe“ (Salim) blühte bis in die jüngste Vergangenheit. Palästinenser, die bei archäologischen Projekten in Jordanien und Israel als Handlanger dabei waren, machten sich bald selbst auf die Suche. Und die Entdeckung der Rollen von Qumran 1947 brachte einige Beduinen auf die Idee, als Amateurarchäologen Geld zu verdienen.

Offiziell sind Ausgrabungen ohne staatliche Genehmigung streng verboten, die israelische Besatzungsmacht droht Grabräubern mit empfindlichen Strafen. Nur selten jedoch gelingt es, Missetäter auf frischer Tat zu ertappen, gesteht Militärsprecherin Elise Schasar.

Die Suche ist lohnend, das Land ist übersät mit den Hinterlassenschaften einer mehrtausendjährigen Geschichte. Viele Kulturen und Eroberer hinterließen hier Spuren: Kanaaniter, Philister, Griechen und Römer, Umajjaden, Kreuzfahrer und Mamelucken.

Doch richtig reich werden nicht die schwitzenden Grabräuber, sondern die palästinensischen Zwischenhändler und die israelischen Dealer, welche die Preztiosen ins Ausland verschern: Vorige Woche wurden eine Deutsche und ein Mittelsmann aus Ost-Jerusalem auf dem Flughafen von Tel Aviv beim Antikenschmuggel erwischt. Die Gewinnspannen sind beträchtlich. Schon in Jerusalem kostet ein schlichtes römisches Öllämpchen 20 Dollar – die illegalen Schürfrutts erhalten bestenfalls ein Zehntel davon.

Höhere Gewinne erzielen nur „jüdische Funde“: An seltenen Münzen, Vasen und anderen Gebrauchsgegenständen mit hebräischen Buchstaben gibt es Hunderte von Dollar zu verdienen; für gut erhaltene Silberschekel aus vorchrist-



**Grabräuber-Beute im Westjordanland\***  
Verheerendes Wühlen



**Metallspürgerät, Archäologe Salim (r.), Grabräuber: „Eine richtige Industrie“**

licher Zeit bieten israelische Händler angeblich mehrere tausend Dollar.

Von solchen Schätzen träumen auch Ahmed und die Männer, die sich keuchend durch den Hügel graben. Ein gerade entdecktes byzantinisches Mosaik schaufeln sie verärgert wieder zu: Für sie zählt nur, was sich fortschaffen läßt – etwa die Münze, die der Metalldetektor gerade geortet hat. „Römisch, 180 Dollar“, meint Ahmed fachmännisch, „die Arbeit hat sich gelohnt.“ □

Österreich

## Bärensache, Ehrensache

**Braunbären wandern in die Alpenrepublik ein – Kriegsflüchtlinge vom Balkan.**

**D**er illegale Zuwanderer jagte den Einheimischen einen heillosen Schrecken ein. „Wie vom Blitz getroffen“ seien seine Schafe beim Anblick des zottigen Räubers auseinandergestoben, schildert Josef Wirnspurger aus dem salzburgischen Lungau seine Begegnung mit einem ausgewachsenen Bären.

Der Braunbär, lateinisch *Ursus arctos*, war, aus Slowenien kommend, über Kärnten und die Steiermark nach Salzburg gezogen. Solche Grenzgänger werden in Österreich in den letzten Jahren sehr häufig registriert.

Durch die fortdauernden Kämpfe in Bosnien und Teilen Kroatiens ist die starke Bärenpopulation auf dem Balkan in Unruhe geraten, meint der Wie-

ner Wildtierexperte Kurt Onderscheka. Kriegsgestreßte Bären weichen ins nördliche Slowenien aus. Dort stoßen sie allerdings inzwischen auf eine Übervölkerung. Auch dies ist eine Folge des Balkan-Konflikts: Die devisenstarken westlichen Jäger bleiben seit Kriegsbeginn aus.

Einzelne Wanderbären wurden in den österreichischen Alpen schon früher gesichtet. Bereits im Jahre 1972 siedelte sich ein slowenischer Braunbär im Gebiet um den Ötscher an. Hier hatte 1842 der Holzknecht Maximilian Reiter den letzten Bären der niederösterreichischen Waldberge geschossen.

Der World Wide Fund for Nature (WWF) verschrieb sich der Aufgabe, die Braunbären in den Alpen wieder heimisch zu machen. Unter dem Motto „Bärensache, Ehrensache“ wurden drei mit Halsbandsendern ausgerüstete Jungbären ausgesetzt, zwei Weibchen und im vergangenen Mai schließlich ein vierjähriges Männchen. Es soll, so der Wunsch der Naturschützer, den in die Jahre gekommenen Ötscherbären bei der Zeugung von Nachwuchs entlasten.

Die Einwanderer fühlen sich in der neuen Heimat offenbar wohl. Sie haben Junge geboren und weiteren Zuwachs vom Balkan bekommen. Auf zehn Stück schätzt der WWF-Experte Norbert Gerstl nun die Bärenbevölkerung in den niederösterreichisch-steirischen Kalkalpen.

Es könnten noch mehr werden. Die Region biete 40 bis 50 Bären Raum, ohne daß die Landwirtschaft oder gar Menschen gefährdet würden, sagt Gerstl. Allerdings habe es eine Zeit gedauert, die heimische Bevölkerung, vor allem Viehzüchter und Imker, von der Harmlosigkeit des plump gebauten Sohlengängers zu überzeugen.

Ohne Hilfe des WWF siedelten sich die Braunbären in Kärnten im Grenzgebiet zu Slowenien an. Zehn Exemplare sollen inzwischen dorthin zurückgekehrt sein, wo sie früher heimisch waren. Davon zeugen Flurnamen wie das Bärenental, das die slowenischen Eindringlinge heute wieder auf ihrer Wanderung ins Innere Österreichs durchqueren.

Das Tal ist Privatbesitz von Jörg Haider, dem umstrittenen Führer der rechtsliberalen FPÖ. Gegen die Immigranten, die nun auf leisen Sohlen über Österreichs Grenze gelangen, hat er ausnahmsweise nichts einzuwenden: „Diese Einwanderer sind mir durchaus willkommen, die machen sich ja auch bei uns nützlich.“ □

Indien

## Schmutz der Nacht

**Die Fäkalienschlepper sollen von ihrem erniedrigenden Joch befreit werden.**

**W**ährend eines Konvents der indischen Kongreß-Partei in Kalkutta ließ sich der große Mahatma Gandhi zur Latrinengrube hinab und förderte den stinkenden Inhalt zutage.

Mit dem symbolischen Akt wollte der spirituelle Vater der indischen Nation auf das Schicksal der Straßenkehrer aufmerksam machen, der Mehtar



**Indische Kotbeseitigerin**  
Service für die Höhergeborenen

und der Bhangi. Diesen Untergruppen der Unberührbaren (Harijan) hatte die Kasten-Gesellschaft der Hindus seit Generationen die Aufgabe zugeordnet, die Exkremamente der Höhergeborenen zu entfernen.

„Jeder sollte seinen Schmutz selbst beseitigen müssen“, sagte der Mahatma damals. Jetzt, 45 Jahre nach seinem gewaltsamen Tod, könnte es endlich soweit sein: Das Parlament in Neu-Delhi verabschiedete ein Gesetz, das die Fäkalienschlepper von ihrem Los befreien soll. Theoretisch jedenfalls.

Zwar ist die Neuerung für die Landbevölkerung praktisch ohne Bedeutung – nur zwei Prozent der dörflichen Haushalte verfügen über einen Abort. Auf Indiens urbane Zentren aber, in denen die Harijan mit ihren auf den Köpfen balancierten Dreckeimern zum



**Braunbär in Österreich**  
Kriegsgestreßter Einwanderer